

Kritische Sozialpsychologie als Wissenschaftskritik: Evolutionspsychologische Attraktivitätsforschung als Naturalisierung neoliberaler Geschlechterverhältnisse

Ruck, Nora

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ruck, N. (2012). Kritische Sozialpsychologie als Wissenschaftskritik: Evolutionspsychologische Attraktivitätsforschung als Naturalisierung neoliberaler Geschlechterverhältnisse. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 36(2/3), 83-105. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56557-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Nora Ruck

Kritische Sozialpsychologie als Wissenschaftskritik

Evolutionenpsychologische Attraktivitätsforschung als
Naturalisierung neoliberaler Geschlechterverhältnisse

Dieser Beitrag geht von einem Verständnis von kritischer Sozialpsychologie als Wissenschaftskritik aus und rekonstruiert die Verbindungslinien zwischen Wissenschaft und Gesellschaft exemplarisch anhand evolutionenpsychologischer Theorien der Geschlechterdifferenz. Nach einer kritischen Analyse empirischer Belege für die sogenannte ›gute Gene‹-Hypothese körperlicher Schönheit wird nach deren gesellschaftlichen Bedingungen gefragt. Der These des Beitrags zufolge konnte diese Hypothese sowohl im Populärdiskurs als auch im wissenschaftlichen Diskurs vor allem deshalb so erfolgreich werden, weil sie die neoliberale vergeschlechtlichte Arbeitsteilung ihrer Entstehungszeit naturalisiert und damit ein gesellschaftliches Legitimationsvakuum für ebendiese füllt.

Schlüsselbegriffe: Kritische Sozialpsychologie, Wissenschaftskritik, Naturalisierung sozialer Ungleichheiten, feministische Ökonomie, Evolutionspsychologie

Kritische Psychologie, so lässt sich einer ausgezeichneten Einführung von Derek Hook (2004) entnehmen, rekonstruiert die gegenseitige Durchdringung von Wissen, Macht und Subjektivität. Hook besteht jedoch auch darauf – und dies augenscheinlich in Anlehnung an Michel Foucaults (1992) Bestimmung von Kritik als *Haltung* – dass es keine eindeutige Definition und auch keinen festzusetzenden theoretischen und/oder methodischen Bezugspunkt für eine kritische Psychologie gebe. Vielmehr sei sie als eine *Orientierung* auf psychologische Theorie und Praxis und, so ergänzt Hook in Gedankenstrichen, auf Machtbeziehungen im Allgemeinen zu begreifen. Eine Minimalbestimmung kritischer Psychologie läuft daher darauf hinaus, dass sie die vielfältigen Verflechtungen zwischen Psychologie und Macht untersucht.

Dass hierin Foucaults (z. B. 1977) Machtkonzeptionen anklingen, ist kein Zufall, denn Foucaults Analysen und begriffliche Instrumentarien

bieten einen geeigneten Ansatzpunkt für eine kritische Psychologie. Gerade an Foucault'sche Machtanalysen richtet Ian Parker jedoch auch die dringliche Empfehlung, es brauche einen Begriff von *Ideologie* »to refer to the way ideas work in the service of power and how they operate to mislead or mystify those who might suspect that something dubious was happening« (Parker, 1999, keine Seitenangabe). Nicht zuletzt und gerade über die Einforderung eines Ideologiebegriffs ist kritische Psychologie auch notwendigerweise kritische *Sozialpsychologie*: Als eine Befragung der Arten und Weisen, wie psychologische Praktiken, Theorien und Methoden soziale Widersprüche und Ungleichheiten reproduzieren, indem sie deren und ihren eigenen gesellschaftlichen Ursprung sowie die partikularen Interessen, mit denen sie verknüpft sind, verschleiern.

Ich möchte im Folgenden ein Beispiel dafür geben, wie psychologische Theorien soziale Ungleichheiten reproduzieren können, indem sie sie als »natürliche« ausgeben und greife dafür exemplarisch evolutionspsychologische Theorien der Geschlechterdifferenz heraus. Ich fokussiere dabei auf eine bestimmte evolutionspsychologische Theorie körperlicher Schönheit, die nicht nur in der breiten Öffentlichkeit besonders populär, sondern auch im Feld der psychologischen Attraktivitätsforschung dominant ist, und die auf der Grundannahme einer binären und heteronormativen Geschlechterdifferenz operiert: die sogenannte »gute Gene«-Hypothese körperlicher Schönheit. Ich werde im Laufe meines Beitrags danach fragen, warum sich diese Theorie so breitenwirksam durchsetzen konnte, obwohl sie, wie ich zeigen werde, auf magere empirische Belege verweisen kann, wissenschaftlich hochumstritten ist und noch dazu im Lichte dessen, was heute im Bereich der kosmetischen und chirurgischen Herstellbarkeit körperlicher Schönheit alles möglich ist, auch noch völlig kontraintuitiv ist.

Zur Überlistung der ›genetischen Schönheitslotterie‹: Zur technologischen (Re)Produzierbarkeit körperlicher Schönheit

»Schöne sind zu Leistungserbringern geworden«, ließ die Gesundheitsbeauftragte der Stadt Wien Beate Wimmer-Puchinger 2011 in der Österrei-

chischen Tageszeitung *Die Standard* verlautbaren (Der Standard, 2011, ohne Seitenangabe). Hinter dieser Aussage steht ein Begriff von körperlicher Schönheit als prinzipiell erwerbbar bzw. erarbeitbar. Noch heute gilt die Anfang der 1990er Jahre von der Philosophin Susan Bordo (1993) getroffene Feststellung, dass Schlankheitsdiskurse gegenwärtig auch immer mit einer moralischen Konnotation verbunden sind: mit der moralischen Bewertung nämlich, ein gewichtiger Körper sei auch ein fauler Körper und ein Mensch sei aus Eigenverschulden dick – weil er oder sie sich nicht disziplinieren könne, sich nicht genügend anstrengen, nicht wirklich wolle etc. Dieser Schuld- und Verantwortungsdiskurs, der gerade in den USA zeitweise sogar mit höheren Versicherungsprämien für gewichtige Menschen gekoppelt wurde, ist die Kehrseite eines erhöhten Freiheitsgrades, was die offenbar individuelle Bestimmung über die eigene körperliche Erscheinung angeht. So behauptet etwa Cindy Jackson, eine mehrfach nach dem Vorbild von Barbie schönheitsoperierte Amerikanerin über ihre Schönheitsoperationen: »This is the ultimate feminist statement. I refuse to let nature decide my fate just because I missed out on the genetic lottery« (BBC News, 1998, ohne Seitenangabe). Der »genetischen Lotterie« ein Schnäppchen zu schlagen – diese Aussicht hat die Journalistin Christine Rosen (2004) dazu verleitet, davon zu sprechen, Schönheitschirurgie werde gegenwärtig und ganz besonders in den USA zu einer demokratischen Lösung eines höchst undemokratischen Problems stilisiert: Schönheit nämlich.

Diese und ähnliche Machbarkeitsphantasien und der damit ausgerufene Triumph über die menschliche »Natur« fußen auf einer Reihe von historischen und technologischen Voraussetzungen, z. B. der Entwicklung der Schönheitschirurgie. Diese wird, im Gegensatz zur rekonstruktiven Chirurgie, an sogenannten »normalen« Strukturen des Körpers vorgenommen um das Aussehen eines Patienten oder einer Patientin zu »verbessern« und/oder seinen oder ihren Selbstwert zu erhöhen (vgl. American Society of Plastic Surgeons, 2007). Schönheitschirurgische Eingriffe, für die aus medizinischer Sicht keine eindeutige Indikation besteht, finden sich schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und wesentli-

che Entwicklungen wurden damals vor allem von Ärzten in England und Deutschland vorgenommen (vgl. Gilman, 1999).

In der Normalisierung der Schönheitschirurgie waren die USA federführend. In den 1950er Jahren noch benutzten Frauen und Männer, die sich für einen Eingriff entschieden, Pseudonyme und versuchten, die Eingriffe so weit wie möglich zu verheimlichen (vgl. Haiken, 1997). Ende der 1970er Jahre erhöhte sich die Akzeptanz innerhalb der amerikanischen Gesellschaft jedoch massiv. Nicht zuletzt hing dies auch damit zusammen, dass die Schönheitschirurgie Ende der 1970er Jahre begann, am amerikanischen Markt anzukommen und zu einem Konsumgut zu werden. Bis in die 1970er Jahre durfte Schönheitschirurgie nicht – zumindest nicht offiziell – als Konsumartikel vermarktet werden (vgl. Brooks, 2004). So verfügte die *American Medical Association* in ihren Richtlinien bis in die späten 1970er ein Verbot gegen direkte Werbung und PatientInnenrekrutierung. In den späten 1970ern und frühen 1980ern schließlich begann – analog zu den allgemeinen Prozessen neoliberaler Deregulierung – auch in der amerikanischen Medizin eine neue Ära der Deregulierung und Kommerzialisierung. In den späten 1970ern erschienen die ersten bezahlten Werbungen für Schönheitschirurgie. Langsam erhielten PR- und Werbemaßnahmen überhaupt eine führende Stellung im Feld der Schönheitschirurgie, das ab den 1990ern außerdem noch von der Deregulierung der pharmazeutischen Industrie profitierte. Ab den frühen 1990er Jahren spricht Abigail Brooks schließlich von einer Normalisierung der Schönheitschirurgie und davon, dass die Schönheitschirurgie vollends am freien Markt angekommen ist. ›Schönheit‹ wurde nun zum Produkt, das erwerbbar wurde, und gleichzeitig wurde der ›schöne‹ Körper zum Kapital, das auf ein doppeltes Investitionspotenzial hindeutete: Geld und Arbeit.

Zurück zur ›Natur‹: Die ›gute Gene‹-Hypothese körperlicher Schönheit

Gerade in den 1990er Jahren, als die Trickerei mit der ›genetischen Schönheitslotterie‹ immer normaler, immer greifbarer, und durch die ver-

schärfte Konkurrenz zwischen SchönheitschirurgInnen und die damit einhergehenden sinkenden Preise auch immer leistbarer wurde, wurden Theorien populär, die den Stellenwert der ›menschlichen Natur‹ wieder in die Diskussionen um körperliche Schönheit hinein reklamieren wollten. Diese sind unter dem Sammelnamen ›gute Gene‹-Hypothese körperlicher Schönheit bekannt geworden (vgl. zusammenfassend Rhodes, 2006 und Sugiyama, 2005) und postulieren in etwas unterschiedlichen Varianten, dass körperliche Schönheit nicht etwa mit der Disziplin oder dem Kontostand einer Person in Zusammenhang steht, sondern direkt auf die biologische ›Fitness‹ des Individuums verweist, z. B. auf ein besonders abwehrbereites Immunsystem (vgl. Thornhill & Gangestad, 1993) oder auf hohe Fruchtbarkeit bei Frauen (vgl. Singh, 1993). Diese Koppelung zwischen körperlicher ›Schönheit‹ und ›Fitness‹ soll in der sogenannten ›Umwelt evolutionärer Angepasstheit‹ (vgl. Buss, 2005), also in der biologischen Entstehungszeit des Menschen ca. 1.8 Mio bis 10 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden sein. Streng genommen beziehen sich evolutionspsychologische Theorien damit auf die Psyche der damaligen Urmenschen.

Die meisten dieser Theorien gründen auf evolutionspsychologischen Theorien zu vergeschlechtlichten PartnerInnenwahlstrategien, die vor allem durch die Arbeiten von David Buss (z. B. 2003, 2007) bekannt geworden sind. So meint Buss etwa, aufgrund innerer Befruchtung wüssten Männer nie mit Sicherheit, ob sie tatsächlich die Väter eines Kindes mit einer bestimmten Frau seien. Frauen dagegen seien sich ihrer Mutterschaft sicher, nicht aber der Anteilnahme der Männer an der Versorgung der Kinder. Dementsprechend interessieren sich Frauen und Männer angeblich für unterschiedliche Qualitäten bei ihren PartnerInnen: Frauen ersehnten sich Männer mit ökonomischen Ressourcen, hohem sozialen Status, Reife, Ehrgeiz, Fleiß, Verlässlichkeit, Intelligenz, großer Körpergröße, Stärke, Gesundheit und Bindungsfähigkeit. Männer dagegen sollen sich ausschließlich für körperliche Merkmale wie Jugend, ›Schönheit‹ und eine gute Figur interessieren, da diese eine hohe Fruchtbarkeit versprechen.

Ich habe mich in den letzten Jahren einigermaßen intensiv mit diesen Theorien beschäftigt, an denen mich als kritische Sozialpsychologin mehrere Punkte interessieren: Erstens sind sie äußerst populär in der breiten Öffentlichkeit und geben Aufschluss über die Wechselwirkungen zwischen öffentlichem und wissenschaftlichem Diskurs. Zweitens ist die ›gute Gene‹-Hypothese zwar sehr gut erforscht, aber empirisch nicht besonders überzeugend, und das nun seit ca. 20 Jahren – dass sie trotzdem vor allem seit 10 Jahren einen besonderen wissenschaftlichen Boom erlebt, muss Gründe haben, die wenig mit ihrem wissenschaftlichem Wert als Hypothese zu tun haben. Drittens ist sie wissenschaftlich in einem Ausmaß umstritten, das aufhorchen lässt, weil es über die üblichen Foren und Tonfälle wissenschaftlicher Kontroversen weit hinaus geht.

Zur Popularität der ›guten Gene‹-Hypothese

Die ›gute Gene‹-Hypothese verfügt über einen sehr hohen Bekanntheitsgrad in der Allgemeinbevölkerung. Auch mir war sie aus den Medien bekannt, bevor ich im wissenschaftlichen Feld über sie gestolpert bin. Besonders das österreichische Wochenmagazin *Profil* fokussiert neben der Hirnforschung auch auf evolutionspsychologische Schönheitsforschung, so etwa im Mai 2011 mit einer Cover Story (Ehgarter, 2011), in der über die evolutionären Vorteile von Schönheit aufgeklärt wird. Ich stolpere aber auch an Orten über diese Theorien, an denen ich sie aufs erste nicht vermuten würde. So etwa in der Gratiszeitschrift der Drogeriemarktkette DM (Fehringer et al., 2011a, 2011b), die bezeichnenderweise *Active Beauty* heißt, und in der diese Theorien zum Teil durch unscharfe Referenzen auf ›wissenschaftliche Theorien‹ und ›Wissenschaftler‹ offenbar zum Verkauf von Kosmetikprodukten beitragen sollen.

Wie für die Evolutionspsychologie im Allgemeinen gilt außerdem für die ›gute Gene‹-Hypothese sehr wahrscheinlich, dass ihre Bekanntheit in der breiten Öffentlichkeit ihrer Popularität innerhalb der wissenschaftlichen Community voranging. Angela Cassidy (2005) konnte in statistischen Auswertungen von Einträgen über Evolutionspsychologie sowohl innerhalb wissenschaftlicher Datenbanken als auch in britischen Tages-

zeitungen zeigen, dass evolutionspsychologische Theorien in den 1990er Jahren zuerst einen veritablen Hype in der Presse erlebten und erst dann ab den 2000er Jahren auch in der Wissenschaft modisch wurden. Cassidy vermutet sogar, dass der wissenschaftliche Erfolg der Evolutionspsychologie seit den 2000-Jahren direkt mit ihrer allgemeinen Popularität in Zusammenhang steht. EvolutionspsychologInnen versuchten, ihre anfangs mangelnde Respektabilität innerhalb der Wissenschaft wett zu machen, indem sie auf populärwissenschaftliche Bücher und hohe Präsenz im öffentlichen Raum durch Eigenvermarktung setzten. Diese Strategie zahlte sich auch im wissenschaftlichen Feld schließlich aus.

Empirische Belege für ›kulturübergreifende‹ Universalität?

Ich will nun als Beispiel für eine typische Studie sowie zur kritischen Analyse der empirischen Ergebnisse zur ›guten Gene‹-Hypothese eine Untersuchung vorstellen, die regelmäßig als Beweis für die ›kulturübergreifende‹ Gültigkeit der Hypothese zitiert wird. ›Kulturvergleiche‹ fungieren neben Studien an Säuglingen als Königsweg zur Etablierung der angeblichen Universalität wie auch der angeblichen biologischen Basis von ›Schönheitspräferenzen‹. So formulieren Gillian Rhodes und KollegInnen: »Cross-cultural agreement is a hallmark of biologically-based preferences« (Rhodes et al. 2002, S. 53) und verleihen damit der gängigen Praxis Ausdruck, aus ›kulturübergreifenden‹ Übereinstimmungen auf die ›biologische Basis‹ von ›Schönheitspräferenzen‹ zu schließen.

Wenn ich nun den Kulturbegriff einer vielzitierten ›kulturvergleichenden‹ Studie analysiere, möchte ich damit nicht behaupten, dass alle Untersuchungen in der evolutionspsychologischen Attraktivitätsforschung so vorgehen, doch lässt sich anhand dieser Studie und ihrer Rezeption besonders gut aufzeigen, wie es um die Beweislage für ›kulturübergreifende‹ Universalien steht, zumal die Studie innerhalb der psychologischen Attraktivitätsforschung eine der beliebtesten Referenzen – oftmals sogar die einzige Referenz – für ›kulturübergreifende‹ Universalität darstellt. So behaupten Johnston et al. (2001, S. 252) mit Referenz auf die Studie »[t]hese specific [hormone; N.R.] markers have been shown to be effec-

tive across cultures«; Rhodes (2006, S. 200) folgert, »people in different cultures generally agree on which faces are attractive«; Grammer et al. (2003, S. 388) zitieren etwas detailreicher, »recent studies (Cunningham et al., 1995) suggest that the constituents of beauty are neither arbitrary nor culture bound. The consensus on which a female is considered to be good looking or not is quite high in four cultures (Asian, Hispanic, Black and White women rated by males from all cultures)«; und Thornhill und Grammer (1999, S. 113) resümieren, »[t]here is a sizable literature of cross-cultural studies of facial attractiveness judgments that shows significant correlations in these judgments across societies«.

Die genannte ›kulturvergleichende‹ Untersuchung von Michael Cunningham und KollegInnen aus dem Jahr 1995 erfolgte mit dem Zweck, das vor allem von Cunningham propagierte ›Multiple Fitness Modell‹ menschlicher ›Schönheit‹ zu überprüfen. Das Modell stellt eine Spielart der ›guten Gene‹-Hypothese körperlicher ›Schönheit‹ dar, insofern die Autoren davon ausgehen, die natürliche Selektion habe menschliche ›Schönheitspräferenzen‹ hervorgebracht: Jene Individuen, die mehr Wert auf die ›Schönheit‹ ihrer potenziellen PartnerInnen legten, produzierten nämlich mehr sich wiederum reproduzierende Nachkommen, so die Behauptung.

Cunningham und KollegInnen testeten ihr Modell für die ›Schönheit‹ ›weiblicher‹ Gesichter. Die Autoren spekulierten, ›Kulturen‹ mit Vorlieben für ›unterwürfige Frauen‹ (z. B. die ›asiatische‹) bevorzugten Gesichter mit nur schwach ausgeprägten ›Reifemerkmalen‹ (z. B. hohe Wangenknochen). Auf dieser Spekulation aufbauend verglichen sie in Studie 1 ›weiße‹, ›asiatische‹ und ›hispanische‹ ›Kulturen‹ in Bezug auf ihre ›Schönheitsbewertungen‹ unterschiedlicher Fotografien weiblicher Gesichter. Cunningham und KollegInnen legten dafür das Experiment allen neu an der *University of Louisville* angekommenen ausländischen Studenten als verpflichtenden Teil einer Lehrveranstaltung vor. In Studie 2 wurde die Störvariable der Beeinflussung durch ›westliche‹ Medien – setze ein: ›Schönheitsideale‹ – korrigiert und auch Studenten einer Universität in Taiwan untersucht.

In Studie 3 schließlich wurden Studenten mit ›schwarzer‹ und ›weißer‹ ›Hautfarbe‹ mit Stimulusmaterial von ›weiblichen‹ Gesichtern und Körpern konfrontiert. Den theoretischen Hintergrund für Studie 3 stellte wiederum eine Spekulation: Das Gesicht könne, so die Vermutung von Cunningham und KollegInnen (1995), vor allem kommunizieren, ob seine Trägerin die ›persönlichen Bedürfnisse‹ eines Wahrnehmenden gut befriedigen könne, wohingegen der Körper vor allem vermittele, ob die Trägerin die Herausforderungen der ›physischen Umwelt‹ meistern könne: Vorlieben in Bezug auf den Körper sollten somit ›kulturabhängiger‹ sein als die von Gesichtern, welche enger mit dem persönlichen Geschmack in Verbindung stünden. Geplant war nun offenbar, die ›Theorie‹ an »native Africans« (ebd., S. 271) zu testen; aus nicht näher bestimmten Gründen waren diese aber nicht ›verfügbar‹, und griffen die Autoren auf »African Americans« (ebd.) zurück. Cunningham und KollegInnen äußern sich nur knapp zur Auswahl der Stichprobe: »Native Africans were unavailable for testing, but African Americans seemed worthy of testing« (ebd.). Warum sich bei ›Afrikanern‹ und bei ›Afroamerikanern‹ dieselben ›kulturellen‹ Unterschiede im Vergleich zu ›weißen‹, ›asiatischen‹ und ›hispanischen‹ ›Kulturen‹ finden lassen sollten, erklären sie nicht.

Was Cunningham und KollegInnen (1995) unter ›Kultur‹ verstehen, lässt sich allenfalls indirekt erschließen. So etabliert das ›Multiple Fitness Modell‹ eine Beziehung zwischen zwei Positionen. Die eine Position der Beziehung wird als »target« (ebd., S. 293) bezeichnet, was sich in diesem Kontext mit Ziel, Angriffsziel, Zielobjekt etc. übersetzen lässt, die andere als »perceiver« (ebd.), also als Wahrnehmende oder Wahrnehmender. Diese Beziehung wird vergeschlechtlicht und ›Kultur‹ als schwammiger, undefinierter Komplex wird mit den bevorzugenden Männern gleichgesetzt: »Asian cultures have traditionally desired unassertive and subservient women, more so than White and Hispanic cultures« (ebd., S. 264). Abseits dieser Assoziation bleibt unklar, was die AutorInnen unter ›Kultur‹ verstehen. Zum einen nennen sie ›weiße Kulturen‹, die also offenbar qua Hautfarbe identifizierbar sein sollen. Zum anderen ›asiatische Kulturen‹, welche augenscheinlich als Sammelbecken asiatischer Nationalstaa-

ten gemeint sind. Zum anderen ›hispanische Kulturen‹, die vielleicht qua Sprache definiert sind, vielleicht aber auch mit dem südamerikanischen Kontinent in eins gesetzt werden. In Studie 3 operieren die AutorInnen schließlich mit einer Rassentheorie. Ohne Cunningham und KollegInnen die Annahme zu unterstellen, ›Schönheitspräferenzen‹ seien nach Hautfarbe und damit nach ›Rasse‹ unterschiedlich, lässt sich nicht erklären, warum diese in Ermangelung ›afrikanischer‹ Untersuchungsteilnehmer ›Afroamerikaner‹ umstandslos als »worthy of testing« (ebd.: 271) identifizieren. Ich verweise an dieser Stelle nur nebenbei auf Forschungen von z. B. Richard Lewontin (1972), die den Rassebegriff seit den 1970ern aus populationsgenetischer Perspektive kritisieren und für obsolet erklärt haben, da in allen Belangen individuelle genetische Unterschiede innerhalb von Populationen größer seien als die zwischen Populationen. Die Spekulationen von Cunningham und KollegInnen zu angeblich nach Hautfarbe unterschiedlichen ›Schönheitsvorlieben‹ entbehren schon vor diesem Hintergrund jedweder wissenschaftlichen Grundlage.

Ich habe diese Studie so ausführlich vorgestellt, um einen Eindruck zu vermitteln, was unter anderem damit gemeint ist, wenn evolutionspsychologische AttraktivitätsforscherInnen von ›empirischen Belegen‹ und von der ›kulturübergreifenden‹ Universalität ihrer Hypothese sprechen. In der Psychologie ist die Hypothese im Übrigen auch mehrfach harsch kritisiert worden. In einem Review der bestehenden empirischen Studien zur Hypothese zogen Jason Weeden und John Sabini (2005) den Schluss, die Behauptung, weibliche Schönheit sei ein ›Gesundheitszertifikat‹ sei empirisch nicht gedeckt. Eine besonders ausführliche und empfehlenswerte Kritik vor allem an den methodischen Grundlagen ausgewählter ›gute Gene‹-Untersuchungen sowie eine Replik auf Basis kulturvergleichender Untersuchungen, die die Universalität der Hypothese in Frage stellen, wurde von Viren Swami und Adrian Furnham (2008) vorgelegt.

Wissenschaftliche Kontroversen

Dass die ›gute Gene‹-Hypothese nicht unumstritten ist, lässt sich aus dem Vorangegangenen erschließen. Wie heftig sie umstritten ist, ist jedoch

auffällig. Anfang der 1990er versuchten der amerikanische Biologe Randy Thornhill und der dänische Ornithologe Anders Pape Møller, ihre Hypothese, körperliche Symmetrie verweise auf ein gutes Immunsystem und Individuen mit besonders symmetrischen Körpern würden daher als FortpflanzungspartnerInnen bevorzugt, in einem evolutionsbiologischen Feld einzuführen. Genauer gesagt handelte es sich dabei um einen hoch spezialisierten Bereich, der mit der Erforschung sogenannter ›fluktuierender Asymmetrie‹ beschäftigt ist.

Bei einer Konferenz im Jahr 1993 äußerte Møller zum ersten Mal die Behauptung, körperliche Asymmetrie sei vererbbar (vgl. Borrell, 2007). Von den restlichen KonferenzteilnehmerInnen wurde die These abgestritten. Im Anschluss an die Konferenz schickten sich Møller und Thornhill an, die Behauptung anhand einer Metaanalyse über Vererbbarkeit körperlicher Asymmetrie zu belegen. Die Zeitschrift *Evolution* lehnte das Manuskript aufgrund zweier ›vernichtender‹ Reviews ab (vgl. Borrell, 2007). In der Zeitschrift *Journal of Evolutionary Biology*, die innerhalb der evolutionsbiologischen Community weniger angesehen ist, wurde der Aufsatz schließlich veröffentlicht. Die Autoren (1997a) analysierten in ihrer Metaanalyse die Ausgangsdaten von 34 Studien an 17 Spezies im Hinblick auf die Erbllichkeit von ›Asymmetrie‹ neu und gaben an, die Effektstärke sei höchst signifikant ($P < 0.0001$) und ›fluktuierende Asymmetrie‹ sei also (zum Teil) erblich bedingt.

Der damalige Herausgeber des *Journal of Evolutionary Biology* entschied sich für eine (für die Zeitschrift damals) ungewöhnliche editorische Strategie und lud sieben Kommentare (Houle 1997; Leamy 1997; Markow & Clarke 1997; Palmer & Strobeck 1997; Pomiankowski 1997; Swaddle 1997; Whitlock & Fowler 1997) zu dem Artikel ein, die allesamt die Studie harsch kritisierten. Dem evolutionsbiologischen Konsens zufolge ist körperliche Asymmetrie, hier unter *developmental instability* subsumiert, ein Resultat umweltbedingter Stressfaktoren, denen ein Organismus im Laufe seiner Entwicklung ausgesetzt ist. Die KommentatorInnen sahen auf Basis von Møllers und Thornhills Metaanalyse keinen Grund, diesen Konsens in Frage zu stellen, und beklagten, die meisten Studien, die in die Metaanalyse Eingang gefunden hatten, gingen am zu

untersuchenden Phänomen vorbei und die Analyse sei überhaupt rechnerisch schlecht ausgeführt und die Schlüsse daher wissenschaftlich nicht gerechtfertigt. Møller und Thornhill (1997b) ließen sich in ihrer Replik auf die Kommentare allerdings nicht von deren Kritik beirren und hielten gegen die empirische Beweislage an ihrer These fest:

[I]n conclusion, we strongly believe that developmental instability [...] has an additive genetic basis. Also, we strongly believe that meta-analysis is the proper way to look at the hypothesis of heritable developmental stability. Our conclusion is independent of a number of different ways in which the entire data set is restricted. Therefore, our conclusion that developmental stability has a significant additive genetic component remains solid. (Møller & Thornhill 1997b, S. 74)

In Møllers und Thornhills Glaubensbekenntnis wird also das Vertreten einer wissenschaftlichen Theorie zu einer Glaubensfrage und die zentrale wissenschaftliche Strategie der Kritik zu einem Glaubenstest stilisiert. Wie unabhängig Møllers und Thornhills theoretisches System von empirischen Daten funktioniert, lässt sich dem folgenden Gang der Kontroverse entnehmen. Ein Versuch von Seiten Møllers und Thornhills (1998) ihre These anhand einer weiteren Metaanalyse zu belegen, wurde von Richard Palmer (1999), Herausgeber der Zeitschrift *Evolution* zu dem Zeitpunkt, als Møllers und Thornhills dort abgelehnt wurde, mit einer Methodenkritik an Metaanalysen quittiert, in der er unter anderem darauf verwies, ein genereller Publikationsbias zugunsten signifikanter Ergebnisse würden die Resultate von Metaanalysen systematisch verfälschen. Palmer hob die Debatte schließlich auf eine ironisierte Ebene, als er gemeinsam mit Lois Hammond 2000 eine Wissenschaftssatire publizierte, in der er Møller und Thornhill mit dem (auf)schneidernden Brüderpaar aus dem Märchen *Des Kaisers neue Kleider* verglich.

Møller wiederum wurde 1998 von einem Kollegen der Fälschung von Daten beschuldigt und 2001 wurde der Fall vor das *Danish Committee on Scientific Dishonesty* gebracht, von dem 2003 ein Schuldspruch er-

ging (vgl. Borrell, 2007). Møller verlor daraufhin seine Lizenz, Vögeln zu Forschungszwecken Ringe anzulegen.

Møllers und Thornhills (1997a) Metaanalyse wird, vor allem in evolutionspsychologischen Foren, noch heute als Beleg für die Erbllichkeit symmetrischer Körperformen zitiert (Fink et al., 2006; Gangestad & Simpson 2000; Jones et al., 2001; Puts, 2010; Thornhill & Gangestad, 1999).

› Außerwissenschaftliche ‹ Bedingungen für den Erfolg der › guten Gene ‹-Hypothese: Naturalisierung vergeschlecht- lichter gesellschaftlicher Ungleichheiten

Dass die ›gute Gene‹-Hypothese in der psychologischen Attraktivitätsforschung dominant geworden ist, kann im Lichte ihrer umstrittenen Beweislage nicht daran liegen, dass sich eine wissenschaftlich ›bessere‹ Theorie gegen ›schlechtere‹ durchgesetzt hat, sondern muss andere Gründe haben. Die ›gute Gene‹-Hypothese gründet auf einer Reihe wissenschafts- und geschichtshistorischer Bedingungen der Möglichkeit, die es zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort ermöglichen, über das Phänomen körperlicher Schönheit in einer bestimmten Weise zu sprechen und zu schreiben. Unter Bedingung der Möglichkeit verstehe ich dabei kein deterministisches Verhältnis zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, sondern schlicht die Tatsache, dass es bestimmter gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Bedingungen bedarf, damit bestimmte Phänomene wissenschaftlich theoretisier- und erforschbar werden.

Ich gehe zudem davon aus, dass Wissenschaft im Allgemeinen ein permanenter Kampf gegen Ideologie ist, also dagegen, mit wissenschaftlichem Wissen einfach nur die gesellschaftlichen Verhältnisse einer bestimmten Zeit widerzuspiegeln ohne gerade diese einer vertiefenden Reflexion zu führen. Die Praxis, gesellschaftliche Verhältnisse einer bestimmten Zeit und eines bestimmten geopolitischen Orts in einem ersten Schritt zu beschreiben und in einem zweiten Schritt als Grundgesetze der menschlichen ›Natur‹ auszugeben, kann auch als *Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse* bezeichnet werden. Evolutionspsychologische Theorien eignen sich meines Erachtens besonders gut als Einfallstor

für Ideologie, weil Spekulation in ihnen eine noch größere Rolle spielt als in wissenschaftlichen Theorien im Allgemeinen. Evolutionspsychologische Theorien werden, streng genommen, für die Psychologie der Urmenschen formuliert, aber an gegenwärtigen Populationen überprüft. Wie Helen Longino und Ruth Doell (1993) kritisch über die Evolutionstheorie anmerken, stellt sich dabei die Schwierigkeit eines besonders großen Abstands zwischen Theorien und jenen Daten, die zur Testung der Theorien zur Verfügung stehen. Dieser Abstand, so Longino und Doell, werde oft durch Spekulationen gefüllt, die keiner wissenschaftlichen Überprüfung mehr zugänglich sind, und die sich zumeist aus dem – gesellschaftlich und historisch spezifischen – Common Sense der WissenschaftlerInnen speisen.

Einen derartigen Common Sense habe ich schon zu Beginn meines Beitrags angeführt. Es handelt sich dabei um die Vorstellung, dass der Körper in irgendeiner Art und Weise ein Informationsträger ›unsichtbarer‹ Qualitäten des Individuums ist. Dass nun die ›gute Gene-Hypothese in körperlicher Schönheit einen Hinweis auf die biologische Investitionsfähigkeit eines Individuums sieht, hängt meines Erachtens auch damit zusammen, dass Schönheit, seitdem sie als erwerbbares Gut am Markt angekommen ist, tatsächlich etwas über Investitionsfähigkeit aussagen kann – allerdings in einem anderen Sinn als in der ›guten Gene-Hypothese; in einem Sinn nämlich, der weniger mit einer wie auch immer imaginierten Lebensumwelt der steinzeitlichen Urmenschen zu tun hat als mit den Erfordernissen der gegenwärtigen Gesellschaft.

Zentraler noch scheint mir allerdings die Funktion der ›guten Gene-Hypothese in der Stabilisierung gesellschaftlicher Ungleichheiten. Um zu verdeutlichen, wie ich diese Funktion begreife, begeben wir uns zunächst auf einen Umweg über die Arbeiten von WissenschaftshistorikerInnen wie Londa Schiebinger (2000) und Thomas Laqueur (1990), die sich mit der Entstehung von Theorien einer biologischen Geschlechterdifferenz im ausgehenden 18. Jahrhundert auseinander gesetzt haben. Ein Aufsatz von Schiebinger (2000) mit Namen *Skeletons in the Closet* war für meine Perspektive auf das Verhältnis zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Ungleichheit besonders prägend. Schiebinger rekonstruiert darin, wie

in anatomischen Zeichnungen zum ersten Mal die Idee aufschien, dass sich die Skelette von Frauen und Männern unterscheiden. Zwischen 1730 und 1790 erschienen die ersten Zeichnungen ›weiblicher‹ Skelette in anatomischen Atlanten. Dabei setzte sich das von dem deutschen Anatomen Samuel Thomas von Soemmering (1755-1830) gezeichnete ›weibliche‹ Skelett unter den zeitgenössischen AnatomInnen nicht durch, obwohl es nach heutigen Maßstäben relativ ›korrekt‹ war. Breit rezipiert wurde dagegen eine 1759 von der französischen Gelehrten Marie-Geneviève-Charlotte Thiroux d'Arconville (1720-1805) angefertigte Skelettzeichnung, obwohl diese nach heutigen Maßstäben nicht realitätsgetreu war: Der Kopf war absurd gehalten, Brustkorb und Schultern zu schmal und das Becken zu breit.

Mit gutem Grund fragt sich Schiebinger (2000), warum sich die eine Zeichnung gegen die andere durchsetzte und rekuriert in ihrer Erklärung auf eine Kontextualisierung der damaligen Anatomie in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Das Ende des 18. Jahrhunderts war eine Zeit massiver gesellschaftlicher Umwälzungen, vor allem in Frankreich. Die Französische Revolution mit ihren Idealen der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit stärkte die Rufe unterdrückter gesellschaftlicher Gruppen nach Gleichheit und Freiheit. So formulierten französische Frauen schon während der Revolutionsjahre in Frankreich die Forderung nach gleichen Rechten (vgl. Mies, 1996). Nach der Französischen Revolution war es allerdings in Frankreich um Frauenrechte schlechter bestellt als zuvor. So entzündete sich die erste Frauenbewegung in Kontinental-Europa und in den USA gerade an der Diskrepanz zwischen den theoretischen Grundsätzen der bürgerlichen Revolution und dem tatsächlichen Ausschluss von Frauen aus diesen Rechten und aus der öffentlichen Sphäre.

An real existierenden vergeschlechtlichten Ungleichheiten hatten die gesellschaftlichen Umwälzungen der Revolutionsjahre kaum gerüttelt. Was sich allerdings sehr wohl geändert hatte, war deren theoretische Legitimation: Vor dem Hintergrund einer theoretischen Gleichheit von Mann und Frau, wie sie durch die revolutionären Ideale sehr wohl propagiert wurde, waren faktische Ungleichheiten kaum mehr legitimierbar

(vgl. Schiebinger, 2000). In diesem Legitimationsnotstand erfüllten Theorien biologischer Geschlechterdifferenz eine wichtige Funktion: Liefen sich die biologische Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen begründen, so könnten auch ihre unterschiedlichen sozialen Rollen legitimiert werden. So wurde denn auch von zeitgenössischen Gelehrten das d'Arconville'sche Skelett mit einer bestimmten Lesart bedacht: Aus der geringeren Kopfgröße der Frau schlossen zeitgenössische Gelehrte auf ihre intellektuelle Schwäche, während aus der Breite des Beckens ihre biologische Bestimmung zur Fortpflanzung abgelesen wurde. Sozialen Rollenverteilungen wurden so eine biologische Basis und eine »natürliche Legitimation« unterstellt. Schiebinger zufolge war diese Legitimationsfunktion ganz wesentlich daran beteiligt, dass sich unter Wissenschaftlern eine Skelettzeichnung durchsetzen konnte, die unter heutigen Anatomen und -innen als »inkorrekt« gilt.

Meines Erachtens muss auf einen ähnlichen Gedankengang zurückgegriffen werden, um die Popularität der »guten Gene«-Hypothese im Speziellen und der Evolutionspsychologie im Allgemeinen zu verstehen. Dafür muss auch in Betracht gezogen werden, dass die »gute Gene«-Hypothese im Kern auf einer Theorie der biologischen vergeschlechtlichten Arbeitsteilung fußt. Ich habe schon angedeutet, dass die meisten »guten Gene«-TheoretikerInnen davon ausgehen, dass Frauen in ihrer Partnerwahl besonders auf Anzeichen achten, die sich auf die ökonomischen Ressourcen und den sozialen Status eines Mannes beziehen, während Männer in ihrer Partnerinnenwahl durch Indikatoren geleitet werden sollen, die auf hohe Fruchtbarkeit verweisen (z. B. Schönheit). Damit in Zusammenhang steht nicht nur die Annahme, dass Männer ökonomische Ressourcen kontrollieren und Frauen Fortpflanzungsressourcen, sondern auch die Setzung einer universellen, weil biologisch angelegten vergeschlechtlichten Arbeitsteilung.

So hält etwa der populäre Evolutionspsychologe Steven Pinker (2002) der These, »Geschlechtsunterschiede« seien vor allem kulturell und sozial bedingt, eine Liste mit zehn Punkten entgegen, an deren zweiter Stelle die Behauptung steht, »alle Kulturen« hätten eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, in der Frauen größere Verantwortung bei der Kinderaufzucht und

Männern größere Kontrolle im öffentlichen und politischen Raum übertragen sei. Pinkers Liste hebt in ihrem Fortgang vor allem darauf ab, aus physiologischen, hormonellen und neuronalen Unterschieden zwischen Mann und Frau psychologische Unterschiede und eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung abzuleiten. So sei im gesamten Tierreich die nachgeburtliche Investition in den Nachwuchs von der vorgeburtlichen bestimmt:

Throughout the animal kingdom, when the female has to invest more calories and risk in each offspring (in the case of mammals, through pregnancy and nursing), she also invests more in nurturing the offspring after birth, since it is more costly for a female to replace a child than for a male to replace one. (Pinker, 2002, S. 346)

Die davor ohne empirische Belege als kulturübergreifende Konstante behauptete vergeschlechtlichte Arbeitsteilung wird so also mit einer biologischen Grundlage unterlegt: Sie wird zur Funktion einer ›ursprünglichen‹ Investition des ›Weibchens‹, welche bei der Eizelle beginnt und sich in Schwangerschaft und Stillen fortsetzt, bis sie bei der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung ankommt.

Meiner These nach hat der Erfolg der ›guten Gene‹-Hypothese vergleichsweise weniger mit dem zu tun, was sie über den Gegenstand körperlicher Schönheit zu sagen hat und mehr mit der Tatsache, dass sie in ihrer Tiefenstruktur die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung ihrer Entstehungszeit naturalisiert. Jene Veränderungen in der politischen Sphäre und der Regulierung der Produktion, die sich seit den späten 1980er Jahren von Großbritannien und den USA aus immer mehr verallgemeinert haben, und die als Neoliberalismus bekannt geworden sind, betreffen nicht nur die internationale ökonomische, sondern auch die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung. Mit *Neoliberalismus* (vgl. Demirović, 2008) wird vor allem ein Rückzug des Staates bezeichnet, der sich nicht zuletzt in Deregulierung und Privatisierung der Wirtschaft ausdrückt. Zentral im Programm des Neoliberalismus stehen unter anderem das Ideal des vollkommenen Wettbewerbs und einer staatsinterventionsfreien Wirtschaft, die Deregulierung der Ökonomie, die Minimierung gewerkschaftlicher Einflüsse sowie die Vorstellung des Staates und der Politik als Marktplatz

(vgl. Kohlmorgen, 2004). Wie feministische ÖkonomInnen gezeigt haben, zeitigen sowohl Deregulierung als auch Privatisierung starke vergeschlechterte Effekte.

Erstens bezieht sich Privatisierung nicht zuletzt darauf, dass im Zuge des immer mehr voranschreitenden Sozialabbaus soziale Kosten in die private Sphäre verlagert werden (vgl. Soiland, 2004). In Deutschland z. B. zeigt sich das an der gerade laufenden Diskussion darüber, ob Familien staatliche Geldzuwendungen bekommen sollen, wenn sie ihre Kinder zuhause betreuen statt in den Kindergarten zu schicken. Diese finanziellen Zuwendungen kosten den Staat noch immer weniger als ein Kindergartenplatz. Jene Aufgaben, die der Wohlfahrtsstaat lange übernommen hatte, z. B. Kinderbetreuung oder Pflege für jene, die aus Alters- oder Krankheitsgründen pflegebedürftig sind und nicht am Arbeitsprozess teilnehmen können, werden vermehrt privatisiert; wenn sie für die betroffenen Haushalte nicht als private finanzielle Kosten tragbar sind, werden sie dabei mehrheitlich von Frauen verrichtet – weniger jedoch im Sinne einer mehr oder weniger offiziellen vergeschlechterten Arbeitsteilung, sondern oftmals neben ihrer regulären Erwerbstätigkeit. Zweitens geht die Deregulierung der Ökonomie mit einer »massive[n] Erosion von Normalarbeitsverhältnissen« (Michalitsch, 2004, S. 77) einher. Der Arbeitsmarkt zerfällt zusehends in einen Kernarbeitsmarkt einerseits und einen »atypischen« Arbeitsmarkt andererseits, in welchem prekäre Beschäftigungsverhältnisse und niedrige Löhne sowie Scheinselbständigkeiten vorherrschen, und in dem mehrheitlich Frauen beschäftigt sind. Zudem sind verstärkt (migrantische) Frauen im informellen und relativ unregulierten Sektor tätig: in Hausarbeit, Pflege und Betreuung.

Mehrere parallele Prozesse haben also zu einer Doppelbelastung von Frauen geführt (vgl. Soiland, 2004): In den letzten 20 Jahren ist zwar die Frauenerwerbstätigkeit allgemein gestiegen, nicht nur als Reaktion auf die Frauenbewegung, sondern auch in Zusammenhang mit generell sinkenden Lohnniveaus, aufgrund derer ein einziger Ernährerlohn nicht mehr genügt, um eine Familie zu ernähren, gleichzeitig ist aber das Ausmaß unbezahlter Arbeit, die im Haushalt oder in der Betreuung und Pflege von Angehörigen zu leisten ist, nicht gesunken, zum Teil sogar noch

gestiegen. Nach wie vor werden diese Arbeiten mehrheitlich von Frauen übernommen. Die daraus resultierende Doppelbelastung von Frauen ist nicht nur eine Begleiterscheinung neoliberaler Privatisierungsprozesse, sondern ihr Funktionsprinzip. Gratisarbeit ist somit ein »zentraler Bestandteil der Produktionsweise auch spätkapitalistischer Gesellschaften« (ebd., S. 20), ohne die die neoliberale Privatisierung sozialer Kosten nicht durchgeführt werden könnte.

Meiner These zufolge steht Evolutionspsychologie in einer bestimmten Art und Weise mit den vergeschlechtlichten Effekten des Neoliberalismus in Zusammenhang. Diese Beziehung lässt sich nun näher bestimmen: Die Vergeschlechtlichung von Haus- und Beziehungsarbeit in sowohl unbezahlter als auch bezahlter Form lässt sich gegenwärtig kaum mehr legitimieren und in diesem Legitimationsnotstand bietet die Evolutionspsychologie ein notwendiges Bindeglied. So bringt Lars Kohlmorgen (2004) die Eigenheit unserer gegenwärtigen Situation damit auf den Punkt, dass gerade, aber durchaus nicht nur im Bereich der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung, Struktur einerseits und rechtliche und kulturelle Normen und Leitbilder andererseits vermehrt auseinanderklaffen. Zumindest in jenen Ländern, für die diese Beobachtungen formuliert worden sind, nämlich für Deutschland, die Schweiz und Österreich, ist die Zuständigkeit von Frauen für Kinderbetreuung und Hausarbeit nicht mehr gesetzlich vorgeschrieben, so wie dies etwa noch in den 1950er Jahren der Fall war. Evolutionspsychologische Attraktivitätstheorien wie die ›gute Gene‹-Hypothese füllen in diesem Sinne also ein gesellschaftliches Vakuum, das durch die Behauptung natürlicher Geschlechtsunterschiede bestehende soziale Ungleichheiten erklären und, gegebenenfalls, legitimieren kann.

► Literatur

American Society of Plastic Surgeons (2007). *Plastic Surgery Encompasses Both Cosmetic and Reconstructive Surgery*. Online-Publikation: http://www.plastic-surgery.org/patients_consumers/procedures/index.cfm. (Stand: 10.5.2012).

BBC News (21.10.1998). *Making Cindy into Barbie?* BBC Homepage. Online-Publikation: <http://news.bbc.co.uk/2/hi/health/174836.stm> (Stand: 10.5.2012).

- Bordo, Susan (1993). *Unbearable Weight. Feminism, Western Culture, and the Body*. Berkeley: University of California Press.
- Borrell, Brendan (2007). A Fluctuating Reality. *The Scientist – Magazine of the Life Sciences*, 21 (1), 26-31. Online-Publikation: <http://www.the-scientist.com/article/home/39386/> (Stand: 10.5.2012)
- Brooks, Abigail (2004). Under the Knife and Proud of It. An Analysis of the Normalization of Cosmetic Surgery. *Critical Sociology* 30 (2), 207-239.
- Buss, David M. (2003). *The Evolution of Desire. Strategies of Human Mating*. Revised and Expanded Edition. New York: Basic Books.
- Buss, David M. (2005). Foundations of Evolutionary Psychology. In ders. (Ed.), *The Handbook of Evolutionary Psychology* (p. 1-3). Hoboken: Wiley.
- Buss, David M. (2007). The Evolution of Human Mating. *Acta Psychologica Sinica*, 39, 502-512.
- Cassidy, Angela (2005). Popular Evolutionary Psychology in the UK. An Unusual Case of Science in the Media? *Public Understanding of Science*, 14 (2), 115-141.
- Cunningham, Michael R., Roberts, Allen R., Barbee, Anita P., Druen, Perry B. & Wu, Cheng-Huan (1995). ›Their Ideas of Beauty Are, on the Whole, the Same as Ours‹. Consistency and Variability in the Cross-Cultural Perception of Female Physical Attractiveness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68 (2), 261-279.
- Demirović, Alex (2008). Neoliberalismus und Hegemonie. In Christoph Butterwege, Bettina Lösch & Ralf Ptak (Hrsg.), *Neoliberalismus. Analysen und Alternativen* (S. 17-33). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Die Standard (20.5.2011). *Schönheitswahn. Der Körper als Ware*. Die Standard Online. Online-Publikation: <http://diestandard.at/1304552404791/Schoenheitswahn-Der-Koerper-als-Ware> (Stand: 10.5.2012).
- Ehgartner, Bert (2011). Damenwahl. *Profil*, 42 (18), 86-94.
- Fehringer, Andrea, Koepf, Thomas & Berger, Helmut (2011a). Du bist so gesund, Schatz! *Active Beauty*, 3, (April 2011), 14-15.
- Fehringer, Andrea, Koepf, Thomas & Berger, Helmut (2011b). Ist er eine Frau? *Active Beauty*, 4, (Juni 2011), 10-11.
- Fink, Bernhard, Neave, Nick, Manning, John & Grammer, Karl (2006). Facial Symmetry and Judgements of Attractiveness, Health and Personality. *Personality and Individual Differences*, 41 (3), 491-499.
- Foucault, Michel (1977). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992). *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.

- Gangestad, Steven W. & Simpson, Jeffrey A. (2000). The Evolution of Human Mating. Trade Offs and Strategic Pluralism. *Behavioral and Brain Sciences*, 23, 573-644.
- Gilman, Sander L. (1999). *Making the Body Beautiful. A Cultural History of Aesthetic Surgery*. Princeton: Princeton University Press.
- Grammer, Karl, Fink, Bernhard, Möller, Anders P. & Thornhill, Randy (2003). Darwinian Aesthetics. Sexual Selection and the Biology of Beauty. *Biological Reviews*, 78 (3), 385-407.
- Haiken, Elizabeth (1997). *Venus Envy. A History of Cosmetic Surgery*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Hook, Derek (2004). Critical Psychology. The Basic Co-ordinates. In ders. (Ed.), *Critical Psychology* (S. 10-23). Lansdowne: University of Cape Town Press.
- Houle, David (1997). Comment on ›A Meta-Analysis of the Heritability of Developmental Stability‹ by Møller and Thornhill. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 17-20.
- Johnston, Victor S., Solomon, Christopher J., Gibson, Stuart J. & Pallaes-Bejarano, Alvaro (2001). Human Facial Beauty. Current Theories and Methodologies. *Archives of Facial Plastic Surgery*, 5 (5), 371-377.
- Jones, Benedict C., Little, Anthony, Penton-Voak, Ian, Tiddeman, Bernhard D., Burt, D. Michael & Perrett, David (2001). Facial Symmetry and Judgements of Apparent Health. Support for a ›Good Genes‹ Explanation of the Attractiveness–Symmetry Relationship. *Evolution and Human Behavior*, 22, 417-429.
- Kohlmorgen, Lars (2004). *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Laqueur, Thomas (1990). *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Leamy, Larry J. (1997). Is Developmental Stability Heritable? *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 21-29.
- Lewontin, Richard C. (1972). The Apportionment of Human Diversity. *Evolutionary Biology*, 6, 381-397.
- Longino, Helen & Doell, Ruth (1983). Body, Bias and Behaviour. A Comparative Analysis of Reasoning in Two Areas of Biological Science. *Signs: Journal for Women in Culture and Science*, 9, 206-227.
- Markow, Therese A. & Clarke, G.M., (1997). Meta-Analysis of the Heritability of Developmental Stability. A Giant Step Backward. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 31-37.

- Michalitsch, Gabriele (2004). Private Liebe statt öffentliche Leistung. Geschlechterimplikationen von Privatisierung. *Kurswechsel* 2004, 3, 75-85.
- Mies, Maria (1996). *Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung*. Basel: Rotpunktverlag.
- Møller, Anders P. & Thornhill, Randy (1997a). A Meta-Analysis of the Heritability of Fluctuating Asymmetry. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 1-16.
- Møller, Anders P. & Thornhill, Randy (1997b). Developmental Instability is Heritable. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 69-76.
- Møller, Anders P. & Thornhill, Randy (1998). Bilateral Symmetry and Sexual Selection. A Meta-Analysis. *American Naturalist*, 151, 174-192.
- Palmer, Richard (1999). *Detecting Publication Bias in Meta-Analyses. A Case Study of Fluctuating Asymmetry and Sexual Selection. American Naturalist*, 154, 220-233.
- Palmer, Richard & Hammond, Lois (2000). The Emperor's Codpiece. A Post-modern Perspective on Biological Asymmetries. *International Society of Behavioral Ecology Newsletter*, 12 (2), 13-20.
- Palmer, Richard & Strobeck, Curtis (1997). Fluctuating Asymmetry and Developmental Stability. Heritability of Observable Variation vs. Heritability of Inferred Cause. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 39-49.
- Parker, Ian (1999). Critical Psychology: Critical Links. *Radical Psychology*. Online-Publikation: <http://radicalpsychology.org/vol1-1/Parker.html> (Stand 10.5.2012).
- Pinker, Steven (2002). *The Blank Slate. The Modern Denial of Human Nature*. New York: Viking.
- Pomiankowski, Andrew (1997). Genetic Variation in Fluctuating Asymmetry. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 51-55.
- Puts, David (2010). Beauty and the Beast. Mechanisms of Sexual Selection in Humans. *Evolution and Human Behavior*, 31, 157-175.
- Rhodes, Gillian (2006). The Evolution of Facial Attractiveness. *Annual Review of Psychology*, 57, 199-226.
- Rhodes, Gillian, Harwood, Kate, Yoshikawa, Sakiko, Nishitani, Miwa & McLean, Ian (2002). The Attractiveness of Average Faces. Cross-Cultural Evidence and Possible Biological Basis. In Gillian Rhodes & Leslie A. Zebrowitz (Eds.), *Facial Attractiveness. Evolutionary, Cognitive, and Social Perspectives* (p. 35-58). Westport: Ablex Publishing.
- Rosen, Christine (2004). *The Democratization of Beauty*. The New Atlantis, Spring Issue. Online-Publikation: <http://www.thenewatlantis.com/publications/the-democratization-of-beauty> (Stand: 10.5.2012).

- Schiebinger, Londa (2000). Skeletons in the Closet. The First Illustrations of the Female Skeleton on Eighteenth-Century Anatomy. In dies. (Ed.), *Feminism and the Body* (p. 25-57). Oxford: Oxford University Press.
- Singh, Devendra (1993). Body Shape and Women's Attractiveness. *Human Nature*, 4 (3), 297-321.
- Soiland, Tove (2004). Geschlechterverhältnisse und neoliberale Gouvernamentalität. In *Reader der ersten Sommerakademie von attac schweiz ›Verstehen um zu verändern‹* (S. 17-22). Online-Publikation: http://www.suisse.attac.org/IMG/pdf/actes_uni04-4.pdf (Stand: 10.5.2012)
- Sugiyama, Lawrence (2005). Physical Attractiveness in Adaptationist Perspective. In David M. Buss (Ed.), *The Handbook of Evolutionary Psychology* (p. 292-344). Hoboken: Wiley.
- Swaddle, John P. (1997). On the Heritability of Developmental Stability. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 57-61.
- Swami, Viren & Furnham Adrian (2008). *The Psychology of Physical Attraction*. London: Routledge.
- Thornhill, Randy & Gangestad, Steven (1993). Human Facial Beauty. Average-ness, Symmetry and Parasite Resistance. *Human Nature*, 4, 237-269.
- Thornhill, Randy & Gangestad, Steven (1999). The Scent of Symmetry. A Human Sex Pheromone that Signals Fitness? *Evolution and Human Behavior*, 20, 175-201.
- Thornhill, Randy & Grammer, Karl (1999). The Body and Face of Woman. One Ornament That Signals Quality? *Evolution and Human Behavior*, 20 (2), 105-120.
- Weeden, Jason & Sabini, John (2005). Physical Attractiveness and Health in Western Societies. A Review. *Psychological Bulletin*, 131 (5), 635-653.
- Whitlock, Michael C. & Fowler, Kevin (1997). The Instability of Studies of Instability. *Journal of Evolutionary Biology*, 10 (1), 63-67.